

Das Zeitalter der Masse

Von FELIX ZU LÖWENSTEIN S. J.

War die Aufspaltung und Zerreißung der menschlichen Gesellschaft durch den Arbeitsmarkt das soziale bel des 19. Jahrhunderts, so ist es für das 20. Jahrhundert — die Vermassung.¹ Es ist darum hohe Zeit, daß sich die christliche Soziallehre weit eingehender als bisher mit einer klaren Darstellung dieser epochalen Erscheinung befaßt und nach Mitteln und Wegen Ausschau hält, sie wirksam zu überwinden.

Was heißt „Masse“ und „Vermassung“? Man wird unterscheiden müssen zwischen der psychologischen und der gesellschaftlichen oder soziologischen Bedeutung dieser Worte. In der Psychologie bedeutet das Wort Masse einfach eine große, zufällig zusammengekommene Menschenmenge, die nun auf irgendwelche Einflüsse nicht nach den Gesetzen der individuellen, sondern nach den besonderen Gesetzen der Massenpsychologie reagiert. Das hat nichts oder nur wenig zu tun mit dem gesellschaftlichen Begriff Vermassung. Der gesellschaftliche Begriff der Vermassung bezeichnet nicht ein vorübergehendes, zufälliges und örtlich begrenztes Phänomen, sondern einen allgemeinen, die Gesamtgesellschaft mehr oder weniger stark betreffenden Zustand innerhalb der gesellschaftlichen Entwicklung. Er scheint besonders durch die folgenden Merkmale gekennzeichnet zu sein: Zusammenballung, Entwurzelung, Nivellierung, Entpersönlichung oder Standardisierung, Beherrschung oder sogar Verdrängung der Einzelpersönlichkeit durch das Kollektiv. Wie sieht es mit der menschlichen Gesellschaft, namentlich der menschlichen Gesellschaft der Völker des europäisch-amerikanischen Kulturraumes in diesem 20. Jahrhundert aus?

Da haben wir zunächst eine gewaltige rein quantitative Vermehrung. In achtzehn Jahrhunderten hatte Europa es auf 180 Millionen Menschen gebracht; in einem einzigen Jahrhundert hat es diese Zahl verdreifacht, und das obwohl im gleichen Zeitraum 30—35 Millionen aus Europa auswanderten. In Deutschland lebten um 1800 an die 25 Millionen Menschen; wenig mehr als 100 Jahre später lebten auf dem gleichen Raum 65 Millionen, und heute leben fast ebenso viele auf dem Gebiet der westlichen Bundesrepublik.

Und diese Menschen haben sich nicht gleichmäßig verteilt; sie ballten sich in Städten, die gleichsam über Nacht zu Riesenstädten heranwuchsen. Jede Stadt hat ihre „Altstadt“, die in Wirklichkeit meist gar nicht so alt

¹ Siehe in dieser Zeitschrift Oktober 1948 „Was ist eigentlich die soziale Frage?“, und März 1949 „Schichtenprobleme und Oberschicht“.

ist. Es war ein Stadtbild, wie es sich vor ungefähr hundert Jahren, d. h. zur Zeit unserer eigenen Urgroßeltern noch darbot. Plötzlich ist dann die Stadt über die alten Stadtmauern, die sie umhegten, hinausgequollen, und um die Altstadt lagert sich heute immer noch wachsend ein uferloses Häusermeer.

Wie stark der Zusammenballungsprozeß war, zeigt ein statistischer Überblick: 1871 lebten nur 4,80 Proz. der Bevölkerung Deutschlands in Großstädten, d. h. in Städten mit mehr als hunderttausend Einwohnern. In den folgenden Jahren ist der prozentuale Anteil der Großstädter unserer Bevölkerung wie folgt gewachsen: 1880: 7,24 Proz.; 1890: 12,13 Proz.; 1900: 16,18 Proz.; 1910: 21,29 Proz. und 1925: 26,65 Proz.²

Noch deutlicher kann man das Anwachsen der Städte an einigen konkreten Beispielen sehen. Die folgende Liste zeigt die Einwohnerzahlen einiger deutschen Städte einerseits im Jahre 1816, anderseits im Jahre 1910.

	1816	1910	
Saarbrücken	5902	105089	(Vermehrung um das 18fache)
Beuthen	1976	67718	„ „ „ 34 „
Velbert	525	23134	„ „ „ 44 „
Dortmund	4465	214226	„ „ „ 48 „
Essen	4721	294653	„ „ „ 62 „
Bochum	2148	136931	„ „ „ 64 „

Eine ähnliche Entwicklung ist in allen Ländern Europas festzustellen. So zählten z. B. in Frankreich:

Lyon im Jahre 1800:	109500 Einwohner;	1910:	524000 Einwohner
Lille „ „ 1800:	54756 „	1910:	218000 „
Roubaix „ 1800:	8000 „	1910:	123000 „

In England:

Manchester im Jahre 1800:	94876 Einwohner;	1910:	710000 Einwohner
Birmingham „ 1800:	70670 „	1910:	840000 „

Die Stadt Lodz in Polen war im Jahre 1800 ein Weiler mit 200 Einwohnern, 1910 eine Großstadt von 404000 Einwohnern.

Noch viel intensiver war die Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hier nur einige Beispiele:

Cleveland (Ohio) hatte 1840 6071 Bewohner; 1910: 796841 = eine Vermehrung um das 131 fache!

Denver (Colo) bestand überhaupt nicht, es wurde erst 1858 gegründet; 1910 hatte es 256491 Einwohner.

Portland (Oreg) existierte ebensowenig, es wurde 1848 gegründet und zählte 1910 588343 Bewohner.³

² Staatslexikon, Artikel „Großstädte“.

³ Angaben nach W. Sombart: „Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus“, München-Leipzig 1927.

In diesen Städten leben nun die Menschen in bedrückender Enge. Vor dem Kriege war die Bevölkerungsdichte Deutschlands (im allgemeinen) 134 auf den qkm gewesen. In den Großstädten aber lebten im Durchschnitt 4104 Menschen auf den qkm. Am dünnsten besiedelt war Lübeck mit 1220 Menschen pro qkm, am dichtesten Breslau, wo 11322 Menschen auf 1 qkm lebten!

Im Vorübergehen sei darauf hingewiesen, daß hier auch einer der Hauptgründe für die Entchristlichung Europas und im besonderen der Arbeitermassen gesucht werden muß. Wie standen doch in den Altstädten die Kirchen dicht beieinander, während sich in den darum herumgewachsenen Riesenstädten vielfach nur weit zerstreute notdürftige Behelfskirchen finden. Die Kirche, d. h. die Seelsorge, hat mit dieser sprunghaften Entwicklung einfach nicht Schritt halten können; ein Umstand, der bei der Besprechung der „Vertrauenskrise zwischen Kirche und Arbeiterschaft“ oft viel zu wenig berücksichtigt wird.

In diesen Riesenstädten leben viele Hunderttausende von Menschen nicht in ihren Häusern und Wohnungen, sie schlafen nur darin. Den ganzen Tag über werden sie fern von ihrem eigentlichen Heim noch enger zusammengeballt in ungeheuren Montagehallen, in Fabrikgebäuden, deren Tore sie in monotoner Gleichmäßigkeit Morgen für Morgen einsaugen und Abend für Abend wieder ausspeien.

Wie die Wirtschaft und die Industrie, so hat auch der Staat und das politische Geschehen die Menschen gewaltsam zusammengeballt. In zwei Weltkriegen wurden sie — ganz gleich aus welchem Beruf, Stand oder Milieu sie kamen — in Uniformen (welch bezeichnendes Wort!) gepreßt, mußten im Gleichtakt marschieren und Lieder singen. Wehe wenn etwa der Akademiker beim Kommiß auf den Gedanken kam, seinen Dokortitel herausstellen zu wollen! Hier war er nur eine Nummer. Eine eigene Meinung haben oder sie gar aussprechen, war nicht erlaubt. „Halt's Maul und sing die Wacht am Rhein!“ sagte in derber, aber bezeichnender Form der Volksmund während des ersten Weltkrieges. Im zweiten Weltkrieg war es bekanntlich auch dem Nichtsoldaten verboten, sich eine eigene Meinung bilden zu wollen. Auf Anhören ausländischer Sender stand Zuchthaus oder gar Todesstrafe. Der zweite Weltkrieg mit seinen Zerstörungen hat dann auch noch die Wohnraumnot gebracht. Kommt heute der arbeitende Mensch abends nach Hause, so erwartet ihn auch hier nicht ein geräumiges Heim, in dem er endlich einmal für sich allein sein, einmal sich selber leben kann, sondern eine Wohnung, die ihm vom Wohnungsamt mit dem Meterstab ausgemessen wurde, und die er oft noch mit fremden Leuten in fürchterlicher Enge teilen muß.

Es ist erstaunlich, aber nicht zufällig, daß mitten im tiefsten Frieden der Nationalsozialismus auf den Gedanken kam, die Menschen wieder in Uniformen zu stecken, sie wieder marschieren und Lieder singen zu lassen

(möglichst „zackig“!). Die Herren des Dritten Reiches wußten, wie man Masse züchtet, und Masse braucht die Diktatur, nicht selbständig denkende, urteilende oder gar handelnde Persönlichkeiten. Zusammenführung, Zusammenballung großer Menschenmassen, das ist das erste Kennzeichen der Vermassung der menschlichen Gesellschaft.

Das zweite ist die Entwurzelung. Auch hier sind es wieder sowohl Wirtschaft als Politik, die dazu geführt haben. Schon der ständig anwachsende Industrialismus des 19. Jahrhunderts hatte weite Kreise der Bevölkerung von ihrem ursprünglichen Heimatboden losgerissen. Moderne Industrie ist „standortgebunden“ durch Bodenschätze und Verkehrsmöglichkeiten. Nicht immer fanden sich da, wo diese wirtschaftlichen Gegebenheiten vorlagen auch die nötige Zahl von Arbeitskräften. Mit gewaltigem Sog hat die Industrie sie an sich gezogen. Im Ruhrgebiet z. B. ist nur ein kleiner Grundstock noch ursprünglich ortsansässig, viele Millionen wurden aus allen Teilen Deutschlands und auch Polens dorthin gezogen. Aber selbst da, wo Menschen nicht erst aus weiter Ferne herangeholt wurden, hat sie die neuzeitliche Industrie aus ihren Heimen fortgezogen. Wie war es früher? Da arbeitete der Mensch auf seinem Hof, in seiner Werkstatt und in seinem Laden. Die Arbeitsteilung hat diese Verbundenheit von Heim und Arbeit weitgehend gelöst. Im weiten Dreieck Mannheim-Heidelberg-Karlsruhe z. B. entleeren sich viele Dörfer in aller Frühe. Zu Tausenden führen die Züge ihre Bewohner nach Mannheim, Ludwigshafen, Karlsruhe oder Bruchsal, um sie erst abends spät zurückzubringen. Ja, ganz Europa ist irgendwie in Bewegung geraten. Wie viele Menschen gibt es heute noch, die in dem Hause leben, in dem sie geboren wurden und ihre Jugend verbrachten? Wie viele gar, in dem Hause, das ihre Vorfahren durch viele Generationen bewohnt hatten? Geboren in Thüringen, Kindheit am Rhein, zur Schule gegangen in München, Beruf in Köln — so oder ähnlich lauten doch die meisten Lebensläufe. Die größte Stadt Bayerns, so sagte man vor dem Kriege, sei Berlin; und auch in München leben mehr Preußen, als die meisten wissen.

Auch hier hat die Politik den Prozeß der Entwurzelung noch wesentlich beschleunigt. Die beiden Weltkriege — der zweite mehr noch als der erste — haben Millionen junger Burschen, deren Väter und Vorväter nie das heimatliche Dorf verlassen hatten, bis an die Küste des Atlantischen Ozeans, bis an den Kaukasus und an den Nil geführt. Sie sind heimgekehrt; aber sie sind nicht mehr die gleichen. Sie fühlen sich nicht mehr daheim in den engen Grenzen. Sie sind seelisch entwurzelt. Viele ziehen daraus die Folgerung und verlassen endgültig ihr Heimatdorf, um in die Stadt zu ziehen. Erst recht haben die furchtbaren Geschehnisse der Nachkriegszeit unzählbar viele Menschen buchstäblich entwurzelt. Wir leben in einer Zeit der Lagerexistenzen. Was gab und gibt es nicht alles an Lagern: KZ-, Kriegsgefangenen-, Zivilinternierten-, Flüchtlings-, Heimkehrer-, Umsiedler- und nun leider sogar Kohlenbergwerkarbeiterlager. Hier lebten durch

Jahre und leben zum Teil immer noch entwurzelte Menschen in Massenquartieren. Millionen deutscher Menschen aus den verschiedenen Ländern des Ostens sind im allerradikalsten Sinne des Wortes entwurzelt worden. Das Bild der sudetendeutschen oder ungarisch-deutschen Bauersfrau, die in ihrer heimatlichen Tracht durch die Straßen der westlichen Großstädte wandert, ruft es einem immer wieder ins Gedächtnis.

Das dritte ist die Nivellierung. Einmal die geistige, die Nivellierung des Denkens. Zu allen Zeiten war die Wirtschaft darauf angewiesen, sich um den Absatz ihrer Waren zu bemühen. Auch Dürers Frau mußte die Kupferstiche ihres Mannes auf dem Markte feilbieten. Die Größe des modernen Warenumsatzes aber, die Schnelligkeit, mit der immer neue Güter produziert werden, die Schärfe der Konkurrenz — all das hat dazu geführt, daß Wirtschaftsreklame beinahe zu einer eigenen Wissenschaft geworden ist. In Zeitungen und Zeitschriften, in grellen Lichtreklamen, die die Nacht erhellen, durch Kino, Rundfunk und den Lautsprecherwagen wird dir klar gemacht, daß du nur diesen Kragen kaufen darfst, nur diese Socken, nur diesen Kochherd und nur diese Zigaretten. Und warum? Weil sie „die besten“ sind (welche sind nicht die besten?); weil sie durch heitere Karikaturen (die mit der Ware nichts zu tun haben) oder durch sinnliche Darstellungen (die noch weniger damit zu tun haben) deine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; weil sie so lange mit monotoner Gleichmäßigkeit an allen Ecken deinem Auge vorgestellt wurden, daß sie sich schließlich deinem Gehirn eingeprägt haben, oder auch einfach, weil das doch alle tun! Eine amerikanische Firma schreibt auf den Behälter des von ihr erzeugten lösbaren Kaffees einfach den lapidaren Satz: „Gegenwärtig der meist getrunkene Kaffee“ — ist das ein Grund für mich ihn zu trinken? Hier wird ganz offen an den Herden-, an den Masseninstinkt appelliert: was alle trinken, was das Kollektiv trinkt, das mußst auch du trinken!

Zu der wirtschaftlichen Reklame kommt die politische Propaganda. Wir wissen, mit welcher Geschicklichkeit und mit welchem Erfolg Goebbels die Massenpropaganda (muß man nicht sagen Verdummungspolitik?) ausgebaut hat. Aber auch vor und nach der Diktatur hat das politische Leben nivellierend auf das Denken der Menschen gewirkt. Auch in der Demokratie kommt es auf Massen, auf die Wählermassen an. Werden Politiker, die möglichst große Stimmenzahlen zu gewinnen hoffen, die Wähler zu selbständigem Denken zu erziehen trachten? Sie sagen es zwar alle. Aber in Wirklichkeit? Müssen nicht Schlagworte das wahre Denken, die innerliche Auseinandersetzung mit den Problemen verdrängen? Ist es nicht weitgehend selbst bei den christlichen Parteien aller Länder so? Welche Partei ist es, auf deren Programm steht: „Für Friede, Einheit, Gerechtigkeit und Wohlstand der breiten Massen“? Sind es nicht sämtliche Parteien der ganzen Welt?

Und zu all dem kommt das gewaltige Tempo, in dem sich das moderne Leben bewegt, das die Menschen einfach nicht zur Ruhe und zur Besin-

nung, nicht zur Entfaltung eines persönlichen Innenlebens kommen läßt. Wie viele sind es, die heute noch die Ruhe finden, sich hinzusetzen und ein paar Stunden lang etwa die Klassiker zu lesen? Die Menschen haben alle keine Zeit, und — wollen sie auch gar nicht haben. P. Ivo Zeiger hat in seiner Rede auf dem Mainzer Katholikentag darauf hingewiesen, daß dieses Übel sogar in die Klöster hineingreift und überall ein Rückgang des kontemplativen Lebens, d. h. aber der Verinnerlichung und Verpersönlichung zu beobachten sei. Enge und Eile, Mangel an Raum und Mangel an Zeit, sind das nicht zwei Hauptmerkmale, durch die wir uns von unseren geruh-sameren, „bürgerlichen“ Vorfahren des 19. Jahrhunderts unterscheiden?

Und weiter: Es gibt heute kein Oben und kein Unten mehr. Metaphysische Werkskalen mag es vielleicht noch geben, obwohl auch sie vielen Menschen verloren gegangen sind. Aber das sind abstrakte Wertordnungen des reinen Intellekts. Nein, es gibt kein Oben und kein Unten mehr sozial gesehen. Der Vater ist nicht mehr eine selbstverständliche Autorität in der Familie. Noch weniger ist es der Großvater. Alte Leute werden nicht verehrt, ihr Rat weder gesucht noch geachtet. Die Frau ist nicht mehr die demütig dienende Gefährtin des Mannes. Der Bürgermeister ist nicht mehr die „hohe Obrigkeit“, der Polizist nicht mehr sein sowohl gefürchteter als geachteter Vertreter (wie Wilhelm Busch ihn noch so gern geschildert hat.) Es gibt keine Könige mehr „von Gottes Gnaden“ und keinen Kaiser, umweht von heiliger Weihe. Als der neue westdeutsche Bundesstaat ins Leben trat, mußten viele sich erst mühsam wieder darauf besinnen, daß der Präsident, der oberste Vertreter dieses neuen Staatsgebildes, doch wenigstens einer gewissen Repräsentanz bedürfe. Sie wurde aber auf ein Minimum eingeschränkt. „Alle sind gleich“. Dieses Wort der Französischen Revolution ist erschreckend wahr geworden. Dienen will niemand mehr. Es gibt zu wenig Hausmädchen, und in den Orden läßt der Nachwuchs an dienenwollenden Laienbrüdern fühlbar nach. Es gibt keine sozialen Schichten mehr, es gibt auch keine Klassen. Mühsam und künstlich erdacht sind Begriffsbestimmungen, die abgrenzen wollen, wer heute eigentlich zur „Arbeiterklasse“ gehöre. Alle gehören ihr an oder doch die meisten. Wir haben keine gestufte, keine gebaute Gesellschaft; wir haben eigentlich überhaupt keine menschliche Gesellschaft mehr — denn in dem Wort Gesellschaft ist doch der Begriff des „Ordo“, des Gefügtseins, der Unter- und Überordnung mit eingeschlossen —; wir haben vor allen Dingen keine Autorität mehr, weder dem geheiligten Begriff noch der Sache nach, an ihre Stelle ist getreten die brutale Macht!

Gesellschaftliche Nivellierung, das führt zu und geht Hand in Hand mit Entpersönlichung und Standardisierung. Selbstverständlich kann keine menschliche Person wirklich entpersönlicht werden, das wäre ein Widerspruch in sich selbst. Aber die der Persönlichkeit entsprechenden äußeren Ausdrucksformen können unterbunden werden. Und wiederum ist es die wirtschaftliche Entwicklung, die dazu geführt hat. Massenproduktion, billige

Produktion verlangt eben Standardisierung der Ware. Und darum ist den Menschen von heute nur mehr ein Minimum persönlicher Wahl und persönlichen Geschmackes verblieben. Vom Auto, in dem man fährt, bis zum Haus, in dem man wohnt, ist alles normiert, typisiert, standardisiert. Die Armut, in der wir heute leben, zwingt uns, diese Typisierung noch weiter zu treiben. Nur in der Phantasie kann man sich ein Luftschlößchen nach eigenem Geschmack bauen, in der harten Wirklichkeit ist man gezwungen, alles entsprechend den von höherer Stelle ausgegebenen Typen zu gestalten: Türen, Fenster, Bad und Stiege und was es alles sein mag. Ein amerikanischer Film der letzten Jahre zeigte eine humorvolle Szene: Eine Familie bereitet sich auf das Weihnachtsfest vor. In tiefster Heimlichkeit überlegt jeder, was er den anderen zum herannahenden Heiligen Abend schenken will. Als der Tag schließlich kommt, finden sie zu ihrem Schrecken, daß jeder jedem die gleiche Krawatte geschenkt hat. Standardisiertes Zeitalter! Genormte Menschen! Man könnte die Beobachtung noch weiterführen und zeigen, wie auch das Geistesleben genormt und typisiert ist. Alle Geistesbewegungen dieses Jahrhunderts sind in Ismen zusammengefaßt. Nur der Höhergebildete weiß zu unterscheiden etwa zwischen Heidegger, Jaspers und Sartre, für die übrigen ist das alles eine Norm, ein Typ: Existentialismus.

Über all dem schwebt der Leviathan des Kollektivs und verschlingt den einzelnen mehr und mehr. Das Zeitalter des Individualismus ist vorbei. Um das zu sehen, braucht man nur die Augen zu öffnen. Man gehe z. B. durch irgendeine Stadt, wie etwa Frankfurt/M., durch einen Stadtteil, der früher einmal „vornehmes Wohnviertel“ gewesen war. Hier stehen in langen Reihen prunkvolle Villen, umgeben von großen Gärten. Vor fünfzig oder siebzig Jahren gebaut von Großindustriellen, von Bankmagnaten oder Inhabern großer Handelsfirmen. Wahrzeichen des Zeitalters des Individualismus. Heute? Man lese einmal die Schilder. Kein einziges dieser Häuser befindet sich mehr in Privatbesitz. Versicherungsgesellschaften, Banken, staatliche oder städtische Forschungsinstitute, Kinderheime, kirchliche oder caritative Institutionen, Vereinszentralen oder einfach Büros haben in ihnen Unterkunft gefunden — die Allgemeinheit, das Kollektiv. Und diese kleineren Allgemeinheiten werden wieder umfaßt und geregelt durch das letzte Allgemein, den Staat. Er greift in jede Sphäre privater Freiheit und schränkt sie ein. Er schöpft fast jeden privaten Verdienst durch seine Steuern ab. Man kann kein Haus bauen, ohne daß der Staat dazu hilft und dementsprechend seine Vorschriften dazu erläßt. Es ist berechnet worden, daß jeder fünfte Deutsche in irgendeiner Form (Renten, Pensionen, Unterstützungen aller Art) Fürsorgeempfänger des Staates, d. h. aber in seinem privatesten Leben vom Staate abhängig ist.

Hier liegt nun eigentlich die wahre Zerreißung der menschlichen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts. Nicht mehr zwei Klassen: Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern die große Masse aller Gleichen auf der einen Seite

und auf der anderen Seite, die Masse überschattend jenes unbestimmte Etwas, „der Staat“.

Daß dies eine ungeheure, eine lebenbedrohende Gefahr darstellt, liegt auf der Hand. Denn — abgesehen von allem anderen — so wie Diktatur nicht bestehen kann ohne Masse, so wie sie darum systematisch immer Masse schafft, so schreitet umgekehrt Masse geradezu nach Diktatur.

Fragen wir uns jetzt noch einmal, was hat die menschliche Gesellschaft des 20. Jahrhunderts in diesen Zustand hineingeführt, so sind es gewiß zunächst die Wirtschaft und die Politik. Aber Wirtschaft und Politik werden ja von Menschen gemacht. Und darum kann man die Entwicklung nicht richtig verstehen und beurteilen, wenn man nicht auch das letzte sieht, die weltanschauliche Wurzel.

Der Nationalsozialismus war „Gott-gläubig“, daran kann kein Zweifel sein. Fast in jeder seiner Reden hat Hitler das Wort „Gott“ in den Mund genommen. Aber wie sah der Gott aus, an den der weltanschauliche Nationalsozialist glaubte? Es war nicht der persönliche Gott des Christentums; es war ein Etwas: „die Vorsehung“, „das All“, „das Schicksal“, „das Ewige“, „das Unendliche“... das, das, das. Nicht jemand, nicht ein Du, das mir persönlich gegenübersteht, nicht ein Vater und nicht ein Richter, der einmal ganz persönlich von mir Rechenschaft verlangen wird. Zur Rechenschaft fühlten sie sich auch nicht Gott dem Herrn verpflichtet, sondern „dem Volk“ oder „der Geschichte“. Nun scheint ein geheimnisvolles Gesetz zu bestimmen, daß, wer die Existenz eines persönlichen Gottes leugnet, zwar noch in irgendeinem Sinne „religiös“ sein kann, aber unfähig wird, Person und Personwürde im Mitmenschen zu sehen und zu achten; daß er schwärmen kann in weiter Alpenwelt oder am Strande des Meeres oder in der Einsamkeit des deutschen Waldesrauschens; daß er die Schönheit eines Blumenstraußes, die Unschuld im Auge eines Rehes bewundern kann; daß er zu Kindern gut und nett sein kann (im Kind erscheint mehr das liebe Etwas, weniger die später einmalige Persönlichkeit) — und dabei gleichzeitig eiskalt über Menschen verfügt, sie hierhin oder dorthin verschickt, sie züchtet wie das Vieh, sie zu Millionen in den sicheren Tod jagt und zu Hunderttausenden vergast.

Der Glaube an Gott als ein unpersönliches Etwas war aber keineswegs ein Monopol des Nationalsozialismus. Unzählige Menschen des europäischen Kulturraumes haben sich schon vorher zu diesem Glauben bekannt und bekennen sich noch zu ihm. Auch Karl Marx hat nicht an Gott geglaubt und so ist es nicht zufällig, daß sein Anliegen nicht die Freiheit und die Würde des einzelnen Menschen war, sondern die Befreiung der „Arbeitermassen“. Ebenso wenig haben die klassischen Vertreter des Liberalismus des vorigen Jahrhunderts (auf denen Karl Marx trotz aller Gegensätzlichkeit doch geistig aufbaut) an den persönlichen Gott geglaubt. Entweder haben sie überhaupt an keinen Gott geglaubt oder im Sinn jenes

Deismus, der Gott so weit über die Wolken entrückt, daß er aufhört im Alltag mir als lebendige Person innerlich entgegenzutreten. Und so ist es nicht zufällig, daß diese Vertreter des Liberalismus nicht an die einzelnen Menschen dachten, sondern an „die Wirtschaft“ oder im Sinne des Individualismus, an die einigen wenigen Menschen (zu denen sie selber gehörten), die das Vorrecht haben sollten „Menschen“ zu sein und denen nach unten gesehen die gleichen „Arbeitermassen“, nach oben gesehen „der Staat“ gegenüberstanden. Es ist eine völlig geradlinige Entwicklung, wenn diese einigen wenigen heute von der Masse aufgesogen und verschlungen sind und so nur mehr Staat und Masse übrigbleiben.

Aus all dem zeichnet sich in etwa ab, was diejenigen tun sollten, die diese Entwicklung nicht bejahen, die ihre lebenbedrohende Gefahr erkennen.

Ob die Bevölkerung Europas sich weiterhin vermehren oder ob sie — wie Anzeichen anzudeuten scheinen — sich wesentlich vermindern wird — sicher ist, daß alles getan werden muß, um die großen Menschenmassen, die wir heute auf so kleinem Raum beherbergen müssen, nicht zu ballen, sondern aufzulockern. Ungeheuer groß ist darum die Verantwortung all derer, die sich mit dem Wohnungsbau befassen. Wer den Wohnungsbau nur unter dem finanziellen Gesichtspunkte sieht, wer meint, das Wohnungsproblem müsse durch riesige Mietkasernen gelöst werden, läßt eine furchtbare Verantwortung — nicht nur vor der Geschichte, sondern auch vor den Menschen und vor Gott auf sich. Benützen wir doch die Gelegenheit, die uns die Kriegezerstörungen gegeben haben, und lockern wir so viel als möglich auf!

Wie sollen die Entwurzelten wieder verwurzelt und bodenständig werden? Das ist ein weitverzweigtes Problem. Aber auch hier stoßen wir wieder auf den Wohnungsbau. In einer Mietwohnung schlägt kein Mensch wirklich Wurzel, wohl aber in einem kleinen Eigenheim, das im eigenen Garten steht.

Pflege des Persönlichen! Wohlverstanden nicht des Individualismus, wohl aber des Persönlichen. Auch hier haben die Zerstörungen des Krieges uns große Möglichkeiten geboten. Neue Wohnungen müssen zu Tausenden eingerichtet werden. Es ist wahr, daß wir um eine weitgehende Normierung und Typisierung nicht herumkommen werden. Immerhin bietet sich noch genügend Gelegenheit zu einer ganz persönlichen Ausstattung der Wohnung. Wohnraumkultur! Nach dem ersten Weltkriege gab es eine ziemlich umfangreiche diesbezügliche Literatur. Sie ist heute weitgehend nicht mehr zu haben; immerhin bemühen sich verschiedene Zeitschriften in verdienstvoller Weise um die Pflege solcher, dem persönlichen Geschmack entgegenkommender Wohnraumgestaltung.

Pflege des persönlichen Denkens! Pflege eines Schulwesens, das zu solchem persönlichen Denken die notwendige Anleitung gibt. Ein wahrer Kampf wird gekämpft werden müssen, um auch unsere Hochschulstudenten

von der, durch die Not, in der sie stehen, bedingten, nur zu verständlichen, aber verheerenden Nur-aufs-Examen-Studiererei weg und wieder zur ganz persönlichen Auseinandersetzung mit den Problemen zu führen. Pflege der Innerlichkeit, der Ruhe, der Meditation und Kontemplation im religiösen Leben.

Pflege des wahren und echten Autoritätsgedankens! Dieser allerdings wird nicht bei der Staatsspitze beginnen, sondern in der Familie. Nicht den Haustyrannen, nicht den „Ich, der Herr im Hause“, sondern den Vater brauchen wir, von dem die Kinder ganz von selbst einen liebens- und achtenswerten Autoritätsbegriff mit ins Leben nehmen; einer Autorität, die gesetzt, die da, die vorgegeben ist und als solche bejaht wird, nicht einer Autorität, die auf der bloßen Übermacht des Erwachsenen über das Kind beruht. Autorität aber auch im Staat und seiner obersten Vertretung. Gewiß ein schweres Unterfangen, nachdem alle Autoritäten so gründlich erschüttert sind, aber eines, um das sich jeder bemühen müßte, der noch an gottgesetzte Autorität glaubt und nicht an bloße Macht. Autorität nicht nur in der Staatsspitze, sondern darüber hinaus auch in einer wohlgegliederten Gesellschaft.

Vermeidung des Krieges (soweit das an uns liegt). Nicht nur aus all den anderen Gründen, die sonst in diesem Zusammenhang genannt werden, sondern auch deswegen, weil das Marschieren, der Gleichschritt, die Kaserne und die Uniform die Völker Europas noch tiefer in die Vermassung hineintreiben müßten. Wer Masse und Vermassung wünscht, muß folgerichtig auch Krieg wollen.

Zurückdrängen des Staates. Nicht in die Rolle des berüchtigten „Nachtwächterstaates“, sondern durch Überführung all der spezielleren, untergeordneten Aufgaben, die von Rechts wegen gar nicht Sache des Staates sind, die ihn untragbar belasten, ihm einen riesigen Beamtenapparat geradezu aufzuzwängen, auf die gesellschaftlichen Körperschaften, die natürlicherweise dafür zuständig sind (wie es der Grundgedanke der leistungsgemeinschaftlichen Ordnung und des Subsidiaritätsprinzips ist), und ihn damit freimachen für jene allgemeinsten — und eben darum wichtigsten — Aufgaben, die sein eigentlichstes Gebiet sind.

Endlich die Wiederbelebung des Glaubens in den breiten Massen unseres Volkes. Hier freilich liegt das letzte und das tiefste Problem. Kann Deutschland, kann Europa und die europäische Welt wieder christlich werden, nachdem sie sich einmal so weit vom Christentum abgewendet haben? Es ist das eine Frage, die nur Gott der Herr beantworten kann. Sicher ist, daß Europa und die Menschheit nicht durch Predigten rechristianisiert werden wird, sondern nur durch gelebtes, hinreißendes Beispiel. Wir brauchen Heilige. Wir brauchen radikale Christen. Allerdings nicht radikale Christen, die die Welt und die Kultur verneinen. Immer wieder hat die Versuchung sich erhoben, das Christentum als eine Abkehr von der Welt zu verstehen. Immer hat es Bilderstürmer gegeben, Maschinen-, Städte- und

Kulturstürmer. Aber das ist das wahre Christentum nicht. Nicht darauf kommt es an, die hohe Zivilisation, die technischen Fortschritte, die die letzten Jahrhunderte gebracht haben, zu zerschlagen; nicht darauf, das Tempo unserer Zeit auf ein gemächlicheres einer früheren Zeit zurückzuschrauben; nicht darauf überhaupt, irgend etwas, was in sich gut und wertvoll ist, zu vernichten, sondern — tantum-quantum, wie der hl. Ignatius von Loyola in seinem berühmten Exerzitienbüchlein gesagt hat: „Hieraus folgt, daß der Mensch die übrigen Dinge auf Erden insoweit zu gebrauchen hat, als sie ihm zur Erreichung seines Zieles dienen, und daß er sich insoweit von ihnen freimachen muß, als sie ihn daran hindern“. Denn: „Der Mensch ist geschaffen“ — weder um in der großen Masse fatalistisch-nihilistisch zu versinken, noch um sich im Machtausch über sie zu erheben und sie zu einem gefügigen Werkzeug seiner Selbstherrlichkeit zu machen; nicht um in restlosem Kulturschaffen aufzugehen und dabei seine Seele an die Maschine oder an das Geld oder an das Schaffen als solches zu verlieren, noch um den Hammer zu ergreifen und das alles zu zertrümmern, sondern — „der Mensch ist geschaffen, um Gott unseren Herrn zu loben, ihm Ehrfurcht zu erweisen, ihm zu dienen und dadurch das Heil seiner Seele zu wirken. Die übrigen Dinge auf Erden aber sind des Menschen wegen erschaffen, daß sie ihm bei der Verfolgung des Zieles, für das er geschaffen ist, behilflich seien.“

Wird uns diese souveräne Haltung den Dingen gegenüber gelingen? Wird sie nur einigen wenigen gelingen? Oder wird sie je wieder Allgemein-gut unserer Welt werden? Wir wissen es nicht. Wir können und müssen uns aber darum mühen. Und sollte es anders kommen, und sollte noch einmal der „Aufstand der Massen“ erfolgen und wie eine Dampfwalze über uns rollen; und sollten dämonische Mächte entfesselt werden, um uns noch einmal wie eine massa damnata, eine „verdammte Masse“ zu vergewaltigen, dann wäre es gut, schon vorher zu wissen, daß Massen und Massenführer zwar die Persönlichkeiten quälen, sie schlagen, sie ins KZ werfen, sie physisch vernichten, aber nie überwinden können. Ja, daß Sieg und Erlösung im Kreuzestod aufbrach und daß das Ende der Macht gerade da liegt, wo sie, zum äußersten getrieben, Gewalt anwendet.